

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Pierre Lagrange

Blutrote Provence

Der zweite Fall für Albin Leclerc

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

PROLOG

SECHZEHN LEERE METALLHÜLSEN standen auf dem wurmstichigen Holztisch. Akkurat aufgereiht wie kleine Soldaten, die darauf warteten, in den Krieg geschickt zu werden. Auf der Tischplatte befanden sich außerdem einige Verpackungen mit dunklen und hellen Sorten Pulver für die Treibladungen. Zudem eine Schachtel mit Zündplättchen. Parallel zu den messingfarben glänzenden Hülsen waren sechzehn spitze Geschosse aufgereiht. Sechzehn weitere kleine Soldaten, die ihrem Ziel entgegenfliegen und verheerenden Schaden anrichten würden. Zuvor mussten sie fest in die Hülsen gedrückt werden, nachdem die spezielle Pulvermischung hineingefüllt worden war. Am anderen Ende des Messingröhrchens brachte man die Zündplättchen an, auf die der Schlagbolzen traf und die dafür sorgten, dass das Pulver explodierte, wodurch die Geschosse auf eine Geschwindigkeit von rund sechshundert Metern in der Sekunde beschleunigt wurden. Nötig waren für die Herstellung einige spezielle Geräte auf der anderen Seite des Tisches, zum Beispiel die dort angeschraubte Wiederladepresse. Sie würde anschließend samt der an-

deren Werkzeuge und dem Rest Material spurlos auf dem Schrott verschwinden.

Es waren exakt sechzehn Geschosse und Hülsen, weil jeweils acht Patronen in ein Magazin passten, und mehr als zwei Magazine würde der Mann nicht brauchen, der jetzt summend zum Radio ging und es lauter stellte. Es war ein altes Gerät – einer jener Kästen, die vor Jahrzehnten in den Wohnzimmern standen und dort dekorativ auszusehen hatten. Es verfügte über große Tasten und Intarsienarbeiten aus Holz. Der Klang ließ nach all der Zeit nichts zu wünschen übrig. Warm und satt tönte die Stimme von Charles Trénet durch den Raum, der vom Meer sang, »La Mer«. Davon, wie es in der Sonne glitzerte und wie es bei Regen aussah. Ein Lied, das so rein war und beschwingt wie die Urlaubserinnerung an heiße Sommertage an der Küste.

Der Mann goss sich ein Glas Rotwein ein, nahm es hoch, schwenkte es und betrachtete die leicht ölige Flüssigkeit im Licht der Glühbirne. Das Lied war, dachte der Mann, so rein wie die Farbe des Blutes. Schließlich leerte er das Glas in einem Zug und machte sich an die Arbeit.

DIE KRÄHE schreckte auf, als es mehrmals krachte. Mit kräftigen Flügelschlägen schraubte sie sich vom Haupt der Madonna hinauf in den tiefblauen Himmel über der Provence. Es knallte wieder. Die Krähe krächzte, flatterte höher und höher in die klare Morgenluft. Der Mont Ventoux mit seinem grauen Gipfel war zu sehen. Einige entfernte Ortschaften und, mehrere hundert Meter tiefer, der hellgrüne See inmitten des viel dunkleren Grüns der Wälder. Seine Oberfläche glitzerte wie eine Glasscherbe in der Sonne.

Die Krähe drehte einige Runden. Sie spähte panisch nach links und rechts, nach oben und nach unten. Sie kannte dieses dumpfe, satte Geräusch und wusste, dass damit Gefahr verbunden sein konnte. Manchmal, wenn es im Frühjahr oder Herbst derart knallte, fielen einige ihrer Artgenossen einfach vom Baum, aus dem Himmel oder blieben auf den Feldern liegen.

Nach einigen Minuten nahm die Krähe an, dass wohl alles wieder sicher war. Sie reduzierte Geschwindigkeit und Höhe. Die dunkelgrüne Fläche

unter ihr lichtete sich. Die Wipfel der Pinien rückten näher. Zwischen den Bäumen kamen graue und ockerfarbene Felsen, steinige Wege und eine nicht asphaltierte Straße zum Vorschein. Die Krähe segelte im Wind, stellte dann ihre Flügel steil und flatterte gegen den Auftrieb an, um abzubremesen. Sie flog über das von der Sonne verblasste Dach der kleinen Bergkapelle. Es war ein einfacher Zweckbau – weder besonders groß noch besonders klein. Der Stirnseite mit dem Eingang war eine Art Überdachung vorge-lagert, damit Wanderer bei Unwettern Schutz finden konnten. Die Wände bestanden aus schlichten Bruchsteinen, die grob verputzt worden waren. An einer Seite befand sich eine Sonnenuhr.

Die Krähe spreizte die Krallen. Sie glitt über die gebrannten Dachziegel hinweg, vorbei an dem kleinen Glockenturm der Kapelle und landete schließlich zielsicher dort, wo sie eben schon gehockt hatte: auf dem Haupt der fast lebensgroßen Marienstatue. Die Figur stand zwischen einigen spitz in die Höhe ragenden Zypressen vor der Kapelle auf einem gemauerten Sockel, der von einem gusseisernen Gitter umgeben war, damit niemand auf die Idee kam, die Mutter Gottes zu berühren.

Eine Weile ließ sich die Krähe die heiße Sonne auf die schwarzen Federn scheinen und wartete ab, ob sich nicht doch noch etwas regen würde. Aber alles blieb ruhig. Einige Zikaden zirpten. Eine Eidechse

flitzte über die bröckeligen Felsen und begutachtete den roten Bach, der die Steine nass glänzen ließ.

Die Krähe blinzelte und ruckte mit dem Kopf herum. In ihren schwarzen Augen spiegelten sich ein recht großes Fahrzeug sowie ein eher kleines mit nur zwei Rädern. Das große hielt im Schatten nahe der Kapelle. Das kleine lag auf der unbefestigten Straße, die an dem Gebäude entlangführte. Das Tier zuckte und blinzelte erneut. Es nahm einen sehr vertrauten Duft wahr. Wieder ruckte der Kopf herum. Hoch und runter. Die Krallen machten tickernde Geräusche auf dem Stein. Die Krähe spreizte die Flügel, flatterte aufgeregt und legte sie wieder an. Sie reckte den Hals, gab ein Krächzen von sich und schien sich nicht entscheiden zu können, ob sie ihren sicheren Standort verlassen sollte. Doch die Gier war stärker, und das Risiko schien überschaubar zu sein.

Mit wenigen Flügelschlägen glitt die Krähe hinab und landete auf dem steinigen Boden im Schatten einer der Zypressen. Die Eidechse machte sich sofort aus dem Staub, aber an ihr schien der Vogel ohnehin nicht interessiert zu sein. Er betrachtete stattdessen den roten Bach, der träge und in zahlreichen Mäandern vor sich hinfluss. Es war nicht der einzige. Es war vielmehr ein wirres Geflecht aus Bächen, manche breiter, andere schmaler, das die hellen Steine rot einfärbte. Das war Blut. Die Krähe hatte keinen Zweifel. Ihre Witterung hatte sie noch nie getäuscht.

Außerdem lag ein weiterer Geruch in der Luft: der Geruch nach Tod.

Das Tier drehte sich um die eigene Achse. Es balancierte über die Felsen, machte einige Hüpfbewegungen und fand sich schließlich auf der Brust eines Mannes wieder. Er war weder jung noch alt, die Haare leicht ergraut, und er lag auf dem Rücken. Seine muskulösen Beine wirkten wie verknotet. Die Arme waren zu den Seiten ausgestreckt. Er trug etwas Buntes, Hartes auf dem Kopf und ebenso bunte, enganliegende Kleidung. In der Brust befanden sich ein Loch und ein dunkelroter Fleck. Das galt auch für die Stirn des Mannes. Der Hinterkopf war nur noch rudimentär vorhanden und lag in einer blutigen, matschigen Masse, die an Substanzen erinnerte, die die Krähe manchmal am Straßenrand fand.

Ihr Kopf ruckte nach rechts. Vor dem großen Fahrzeug lagen zwei weitere Menschen am Boden, ein Mann und eine Frau, auf dem Bauch. Ihre Kleidung hatte sich mit Blut vollgesogen und klebte auf dem Rücken zwischen den Schulterblättern fest. Beide Köpfe sahen aus, als seien sie explodiert.

Die Krähe blickte daran vorbei. In einiger Entfernung nahm sie in der flirrenden Hitze über der Straße einen dunklen Punkt wahr, der sich entweder entfernte oder näher kam. So genau war das nicht zu erkennen. Das Funkeln und Blitzen der Brille des Mannes, auf dessen Brust sie hockte, war außerdem

viel interessanter und lenkte sie ab. Sie pickte einmal in die Brust, dann ein weiteres Mal. Als sie sich sicher war, dass nichts geschehen würde, hopste sie voran und kletterte auf das Kinn des Mannes. Der Mund stand offen. Ihre Krallen griffen um die Unterlippe und die untere Zahnreihe. Mit dem Schnabel tickte sie gegen die Brille, bis sie dem Mann von der Nase rutschte. Seine Augen starrten in den Himmel. Eines war blutrot unterlaufen. Es sah wirklich verlockend appetitlich aus, fand die Krähe.

Und machte sich ans Werk.

ES GAB EIN LEISES KNACKEN, dem ein schlürfen-
des Geräusch folgte. Schließlich knackte es erneut,
schlabberte und matschte. Für einen Moment stoppte
Tyson mit dem Fressen und Trinken und starrte ab-
wechselnd Albin und Matteo an, die zurückstarrten.
Dann machte er sich wieder über den Futternapf und
die Schale mit dem Wasser her.

Albin saß an einem Metalltisch im Schatten der
Platane vor dem Café du Midi, dessen Fassade verwit-
tert und dessen Fensterscheiben stumpf waren. Die
von der Sonne verblichene Markise mochte früher
einmal rot gewesen sein. Darunter führten ausgetre-
tene Stufen hinauf zu einer Bar Tabac, in der es auch
kleine Snacks und Kaffee gab. Einer stand gerade vor
Albin, schwarz und stark in einer dickwandigen Tasse.
Der Aschenbecher, in dem Albins Gitanes glimmte,
war knallgelb und mit einer Werbung von Ricard be-
druckt. An der gegenüberliegenden Straßenseite hiel-
ten zwei Lieferwagen. Ein Postauto und der Transpor-
ter eines Paketdienstes rauschten heran und stoppten
neben der Boulebahn, die sich an das Café anschloss.
Ein geschäftiger Morgen in einem kleinen Ort.

Matteo lehnte mit einem Wischtuch in der einen Hand an Albins Tisch und fuhr sich mit der anderen über die Halbglatze. Sein Hemd, das von einem gewaltigen Bauch ausgefüllt wurde, war fleckig, die Hose ebenfalls, und Matteos Doppelkinn war von grauen Bartstoppeln übersät. Er war nicht sehr groß. Aber neben Albin wirkten die meisten Menschen eher klein. Albin war ein normannischer Schrank mit zerkrantschem Gesicht und fast weißem Haar.

Tyson fraß und trank weiter vor sich hin.

Matteo sagte: »Dein Hund hat die gleichen Tischmanieren wie du.«

»Immerhin hat er welche.«

»Wie kann man nur einen Mops besitzen?« Matteo betrachtete das Tier. »Ich kann mir nicht helfen, aber ich muss ständig an einen vernünftigen Hund denken, der zu heiß gewaschen wurde und dem jemand ins Gesicht getreten hat.«

Albin beugte sich schweigend nach vorn und nahm die Zigarette auf, um daran zu ziehen. Nun, er hatte sich das nicht ausgesucht mit dem Mops. Die Kollegen von der Polizei hatten ihm Tyson zum Ruhestand geschenkt. Damit Albin etwas zu tun hatte und ihnen nicht auf den Geist ging. Da hatten sie sich ziemlich vertan. Anfangs hatte Albin keinen Schimmer gehabt, was er mit dem Hund anfangen sollte. Inzwischen vertrat er die Auffassung eines deutschen Komikers, der gesagt hatte, dass ein Leben ohne Mops

möglich, aber nicht erstrebenswert sei. Oder so ähnlich. Manchmal, auf langen Spaziergängen, unterhielt er sich sogar mit Tyson. Also: Nicht wirklich, nur in Gedanken. Immerhin besser, als vor die Wand zu starren und mit der Tapete zu reden.

Albin entließ einen Schwall Rauch in die Luft. Er legte die Gitanes zurück in den Aschenbecher, nahm die Kaffeetasse und trank einen Schluck. Der verdammt beste Kaffee, der südlich des Ventoux zu bekommen war. Nördlich davon war Albin ohnehin nicht sehr oft.

Er sagte: »Ohne das Spülmittel würde dein Kaffee nach nichts schmecken.«

Matteo schmalzte mit der Zunge. Er blickte auf, als die Kirchturmuhur schlug. Zehn Uhr an einem ganz normalen Morgen in der Provence. »Na ja«, entgegnete er und verscheuchte mit dem Wischtuch eine Fliege, »die Geschmäcker sind eben verschieden.«

»Stimmt«, erwiderte Albin und setzte die Tasse ab. »Hat dein Vater sicher ebenfalls gesagt, als er dich zum ersten Mal sah. Er hat dich doch mal gesehen?«

»Keine Witze über meinen Vater.«

»Keine Witze über meinen Hund.«

»Tyson *ist* ein Witz. Allein der Name.«

»Macht dein Vater immer noch Zwangsarbeit auf Guayana, oder wohnt er inzwischen wieder unter dieser Brücke?«

Matteo lachte und runzelte die Stirn. Er warf Albin